



IRA
JANSSEN

ALL
to NO
AVAIL

TORN

all to no avail

all to no avail

Part III

»Das wird nicht ausreichen.«

»Ich bin Staub im Wind.«

»Vielleicht sollte ich doch kündigen.«

»Begrüße die Baroness der Bknackten.«

»Du machst dich lächerlich.«

»Das ist eine fadenscheinige Erklärung.«

»Das glaubt niemand.«

»Ich meine es nur gut.«

»Du bist so schlecht im Smalltalk.«

Part IV

»Warum sträubst du dich so dagegen?«

»Sie ist die denkbar dümmste Wahl.«

»Vielleicht braucht er nur einen Anreiz.«

»Ich bin raus.«

»Wir müssen jetzt hier raus!«

»Das habe ich gesehen.«

»Ich hätte wirklich Nein sagen sollen.«

»Der 6. Mittal-Konflikt hat begonnen.«

»Gib der Glut Zeit, zu glimmen.«

»Du rettetest mir den Arsch.«

»Es ist aber so spaßig mit ihr.«

»Das wundert mich nicht.«

»Wie kannst du dabei so ruhig bleiben?«

»Und währenddessen versinkt die Welt im Chaos.«

»Du bist krank.«

»Mehr müssen Sie nicht wissen.«

»Drück fester!«

»War eine beschissene Nacht bei mir.«

»Meine Theorie ist bewiesen.«

»Du bist eine wahre Lichtgestalt.«

»Was für rosige Aussichten.«

»Bevor ich dich traf, war alles gut.«

»Das solltest du behandeln lassen.«

all to no avail-Reihe

Vom dunklen Funken: Erestra

GeM-279

Leseempfehlung: Die Sternensammlerin

Impressum

all to no avail

ALL TO NO AVAIL

PART III & IV

TORN

IRA JANSSEN

Part III

WHERE ONCE WAS LIGHT

November 539 n. V. - Mai 540 n. V.

»Das wird nicht ausreichen.«

- unbekannt

»Ist die ganze Welt dunkel und menschenleer?«, fragte das kleine Mädchen mit riesigen Augen.

Riesig war noch untertrieben. Die perfekten Kreise nahmen das halbe Gesicht ein. Nichts an ihnen war normal. Weder die Form noch die Farbe. Ein beißendes Gelb, strahlender als die Sonne. In ihrer Mitte eine winzige, schwarze Pupille. Die Augen glänzten, das Mädchen war den Tränen nahe. Hilfesuchend sah es zu mir hoch. Die hellbraunen Haare klebten strähnig an ihrem Schädel. Lumpige Kleidung, Dreck auf der Haut.

Nichts davon erweckte mein Mitleid. Ganz im Gegenteil, es schreckte mich ab. Alles an diesem Mädchen erregte meine Abneigung. Ihre heruntergekommene Erscheinung war darauf ausgelegt, mich zu täuschen. Ich spürte, wie falsch ihre Angst war. Die Welt war ihr egal. Sie wollte nur meine Aufmerksamkeit. Ihr diese zu geben, kam nicht in Frage.

Ohne eine Antwort drehte ich mich von ihr weg, ging in die Dunkelheit hinein. Alles war schwarz. Die strahlenden Augen des Mädchens hatten mich an diesen Punkt geführt, sie waren das einzige Licht in der endlosen Düsternis. Noch einmal fiel ich nicht darauf hinein.

Ich wechselte die Richtung, als vor mir erneut zwei helle Punkte erschienen. Mit meiner peripheren Sicht nahm ich sie weiterhin wahr. Sie blieben nicht regungslos stehen wie die Augen der lumpigen Göre. Die Bewegungen machten mich neugierig. Ich gab meinen Widerstand auf und drehte mich wieder zum Licht.

Zwei leuchtende Kugeln spielten miteinander. In atemberaubender Geschwindigkeit kreisten sie umeinander, dann jagte eine die andere, kurz darauf wechselten sie. Sie erinnerten mich an tollende Katzen. Ihr Licht zeichnete Streifen in die Dunkelheit, sie brannten sich in meine Netzhaut. Hypnotisierten mich.

Ganze Zeitalter verharrte ich beim Beobachten der Lichterscheinungen. Meine Iriden folgten jeder Bewegung, suchten ein Muster in der Abfolge. Ich hatte keinen Erfolg; jedenfalls nicht, solange ich hier verweilte.

Kaum war mein Entschluss, sich ihnen anzuschließen, gefasst, erhob sich mein Körper in die Luft. Schwebte zu den Leuchtpunkten hinüber. Ich wurde einer von ihnen. Befreit vom Leib war es ein Leichtes, sie zu verstehen. Zusammen

führten wir das Spiel fort, flogen schwerelos durch die Finsternis, jagten einander.

Plötzlich nahmen meine neuen Freunde an Geschwindigkeit auf, sie entfernten sich von mir. Egal, wie sehr ich mich anstrengte, es war unmöglich, sie einzuholen.

Als sie kaum mehr zu sehen waren, fiel ich. Mit dem Gesicht landete ich direkt auf etwas Hartem. Ein Knacken durchbrach die Stille. Mühselig stützte ich mich mit den Armen vom Boden ab. Er war nicht mehr pechschwarz. Deutlich sah ich das Rot meines Blutes auf dem grauen Untergrund. Die Dunkelheit war verschwunden. Dafür war alles grau. Gut, abgesehen vom Blut, was dadurch nur noch mehr auffiel.

Ich setzte mich im Schneidersitz vor den Blutfleck, fuhr mit einer Hand darüber, verwischte das Rot. Skeptisch betrachtete ich die Flüssigkeit auf den Fingerkuppen. Meine Nase sollte schmerzen, immerhin fiel ich direkt auf sie. Mittlerweile war mir bekannt, wie es sich anfühlte, wenn das passierte. Trotzdem wunderte ich mich nicht allzu sehr über den fehlenden Schmerz.

Bevor das Blut trocknete, tupfte ich meine Finger zweimal über den verwischten Fleck. Jetzt war es ein Gesicht. Es schaute mich traurig an. Das musste ich korrigieren.

»Ihr seid alle gleich, wenn die Auslöschung droht«, sprach das gezeichnete Antlitz aus Blut überraschend. Ich

hielt abrupt inne.

Die roten Tupfer wurden zu großen Augen wie die vom Mädchen. Der Strich öffnete und schloss sich passend zur Intonation.

»Wir sind diejenigen, die die Welt verändern werden«, antwortete ich ruhig, legte den Kopf schief, um meinen neuen Freund genauer zu betrachten.

Ein Blutstropfen rann an einer Seite seines Mundes herunter. Das war merkwürdig, immerhin gab es kein Gefälle auf der horizontalen Fläche, auf der das Gesicht gemalt wurde. Es war also nur künstlerische Freiheit. Ein Ausdruck der Persönlichkeit. Was auch immer eine Fratze, gezeichnet aus meinem Blut, für eine Persönlichkeit besaß. Offensichtlich eine ziemlich Negative, so viel stand fest.

Ein spöttisches Grinsen bildete sich auf dem Blutmund. Seine Augen fixierten mich. Ohne Gegenwehr drang er tief in mein Innerstes ein. Was er auch immer zu finden gedachte, mir war es egal.

»Ihr habt die Lügen geschluckt und nun wird jeder sterben«, frohlockte Herr Blutgesicht.

»Du wirst mich vermissen, wenn ich gegangen bin.«

Um meine Worte zu untermauern, erhob ich mich. Kaum stand ich aufrecht, blendete mich ein grelles Licht. Hastig hielt ich den Arm vor die Augen, doch es war zu spät. Ein dunkler Fleck prangte nun in der Mitte meines Sichtfeldes. Ich blinzelte einige Male, bis ich mich an die Helligkeit

gewöhnt hatte. Tränen liefen meine Wangen herunter. Nach der langen Dunkelheit war das Licht eine Qual.

Ich dachte, wieder ordentlich sehen zu können, als ich losging. Dem war scheinbar nicht so, denn ich stieß gegen einen Körper. Verwundert blickte ich nach oben in das Gesicht einer Frau. Sie war gigantisch. Ich reichte ihr bis zu den Knien.

Auch sie war überrascht. Mit leicht nach vorn gebeugtem Oberkörper sah sie auf mich herab; der Schatten, den sie erzeugte, kam mir gelegen. Ihre raspelkurzen Haare waren pechschwarz, ihre Haut fahl. Noch immer war alles bis auf das Blut in Grau gehalten.

»Pass auf! Seine Fliege ist eine Kamera«, riet die Riesin, ihre Stimme tönte laut durch die Ewigkeit.

Sie wirkte verängstigt. Im Gegensatz zum Mädchen nahm ich ihr diesen Gemütszustand ab. Nur wer war die Person mit der Fliege? Und warum versteckte er eine Kamera?

»Welchen Weg soll ich nehmen? Links oder rechts?«, fragte ich sie.

Wenn sie wusste, wo der Mann war, half mir vielleicht eine Wegbeschreibung, ihm aus dem Weg zu gehen. Dass sich eine so gewaltige Frau vor ihm fürchtete, machte auch mir Angst.

»Geweitete Augen, trotzdem zu blind zum Sehen.«

Sie schüttelte den Kopf, richtete sich auf und ging, ohne weiter auf mich zu achten. Wieder war ich alleine im grauen

Nichts. Keine der Begegnungen hatte mir geholfen, hier herauszukommen. Ich war nach wie vor eine Gefangene in dieser Einöde.

»Willkommen in meiner Hölle ...«, murmelte ich.

»Das ist nicht die Hölle. Das ist die Stille des Nichts.«
Kein Mädchen, kein Blutgesicht und keine Riesin. Die Stimme kam von keiner Personifikation. Sie war einfach da.
»Die ewige Stille verlangt nach Gerechtigkeit.«

Gerechtigkeit ...

War es gerecht, dass ich hier war? Ich bezweifelte es, wusste aber nicht warum. Den Grund für meine Anwesenheit in dieser sogenannten ewigen Stille kannte ich nicht. Womöglich war es ja gerecht und dies meine Strafe.

Darüber nachzudenken, brachte nichts, also ging ich weiter. Setzte einen Fuß vor den anderen, ohne Ziel vor Augen. Es gab nur grau und noch mehr grau. Trostlosigkeit ohne Ende. Ob ich wanderte oder stehen blieb, es machte keinen Unterschied. Dennoch hatte ich dieses Verlangen, weiterzugehen. Irgendwann musste ich doch ankommen.

Vielleicht war es schon so weit, als ein Rauschen erklang. Es war links von mir. Eigentlich sollte dort das gleiche Grau wie überall vorherrschen, allerdings war dem nicht so. Ein wunderschöner Wasserfall durchbrach die Ödnis. Seine Farben stachen mir ins Auge. Ein kräftiges Blau, weiße Gischt. Grünes Moos auf den steinernen Abhängen. Das Wasser kam aus dem Nichts und endete im Nichts. Keine

Pfütze bildete sich. Als ob der Wasserfall ein ewiger Kreislauf war.

Fasziniert von diesem Anblick hastete ich darauf zu. Ich wollte das Wasser spüren, das Moos berühren. Wollte endlich etwas fühlen. Schneller als gedacht stand ich vor dem Gebilde. Vom Nahen sah es surreal aus. Dies war kein natürlicher Wasserfall. Er sah gezeichnet aus, ich erkannte die Pinselstriche. Hielt mich nicht davon ab, meine Hand auszustrecken, direkt in das herabfallende Nass.

Kein Tropfen berührte meine Haut. Ich erkannte, wie sich das Wasser spaltete, sobald es den Arm traf. Trotzdem fühlte ich nichts. Um sicherzugehen, dass es nicht an meinem Arm lag, machte ich einen Schritt nach vorn. Trat in die herabstürzenden Kaskaden. Ich schloss die Augen. Noch immer traf mich das kühle Nass nicht. Verwundert öffnete ich die Lider.

Ich war nicht mehr in der grauen Wüste. Der Wasserfall führte mich in einen weitläufigen Saal. Hunderte Menschen wandelten aufgescheucht herum. Sobald sie eine Wand erreichten, drehten sie sich um und gingen weiter. Ihre Stimmen verschmolzen zu einem Chor.

Ohne zu überlegen, mischte ich mich unter die Leute, wurde Teil dieses Chaos. Keiner beachtete mich, sie wichen mir aus, sobald ich ihren Weg kreuzte. Ich verstand nun besser, was sie sagten.

»Nimm mich!« »Heile mich!« »Töte mich!«

Monoton rasselten sie ihr Repertoire herunter, ignorierten weiterhin alles um sie herum. Keiner kam auf die Idee, durch die Flügeltüren zu gehen, die man an jeder Wand fand. Stattdessen kehrten sie immer wieder um, sobald sie ein Hindernis trafen.

Es gab sechs Türen, doch nur eine davon erregte meine Aufmerksamkeit. Sie sah aus wie alle anderen, trotzdem zog es mich zu dieser. Im Slalom bahnte ich mir den Weg durch die aufgescheuchte Menschenmasse, bis ich vor dem weißen Portal stand.

Zaghaft ergriff ich die Klinke. Eine Hand legte sich sofort danach auf meine. Überrascht sah ich zur Seite. Ein Mann mit Fliege starrte mich unerbittlich an. Ich musterte das orange Kleidungsstück intensiv, doch nichts daran erinnerte an eine Kamera. Die große Frau hatte gelogen.

»Ich habe den Pfad verloren«, jammerte er.

»Wir sind die verlorenen Kinder«, antwortete ich mit einem Achselzucken.

Er ließ mich los. Als ob er niemals aufgehört hatte, wanderte er wieder durch den Raum, wurde erneut ein Teil des Ganzen. Ich tat es ihm nicht gleich, zu groß war die Neugier, was hinter der Tür wartete.

Sobald ich den Griff herunterdrückte, verstummte der Stimmenchor hinter mir. Kurz warf ich einen Blick über die Schulter. Alle waren stehengeblieben und hatten sich zu mir

gedreht. Die Augen weit aufgerissen, als hätte ich ihr Todesurteil unterschrieben.

Eilig durchschritt ich die Tür, achtete nicht darauf, wo ich hinging. Hinter mir erklangen wieder die Schritte, sie waren aggressiver. Mir war klar, dass sie zu mir wollten. Mit Wucht schlug ich die Tür zu. Plötzlich wölbte sich das Holz. Eine große Kraft drückte dagegen, doch nichts geschah. Niemand kam auf die Idee, die Klinke zu benutzen.

Ich nahm mir einen Augenblick, um mich zu vergewissern, dass die Barriere standhielt. Dann sah ich mich in diesem neuen Raum um. Wobei *Raum* nicht die passende Beschreibung war.

Wände, Decke und Boden - alles war aus Metall. Nietenreihen hielten die Platten zusammen. Überall platzte der Lack ab. Was einst grün und rot gestrichen war, erinnerte an einen Flickenteppich. Nur ab und zu konnte man noch eine größere Fläche des Lacks erkennen. Vor allem die Nieten am Boden glänzten in einem prächtigen Silber, als ob sie niemals getüncht wurden.

Ein silberner Weg hatte sich über die Jahre in den eisernen Untergrund geschliffen. Er bildete ein ungleichmäßiges Oval. Viele Schritte hatten ihn geformt. Instinktiv folgte ich dem vorgegebenen Kurs, lief ihn einige Male ab, blickte dabei nicht auf. Es dauerte eine ganze Weile, bis ich meinen Kopf wieder hob. Die Flügeltür war

verschwunden, dafür gab es dort eine schwere, schmale Tür mit Drehrad.

Diesmal fiel es mir unheimlich schwer, mich dazu durchzuringen, sie zu öffnen. Ich hatte Hemmungen, wollte nicht wissen, was dort auf mich wartete.

»Sie wird es nicht tun«, ertönte ein tiefer, unmenschlicher Ton.

»Gib ihr Zeit«, forderte eine ähnlich mysteriöse Stimme.
»Sie schlägt sich gut.«

»Das wird nicht ausreichen.«

»Vielleicht reicht es im Moment nicht aus. Es kann sich ändern.«

»Sie wird es nicht tun ...«, wiederholte die Entität verschwörerisch. »Die Stürme in ihrem Kopf zerreißen sie.«

Unerschrocken drehte ich meine Kreise, war gefangen im Hamsterrad, aus dem ich vor langer Zeit entkommen war. Doch wenn ich mich einmal befreien konnte, schaffte ich es ein weiteres Mal.

Fünf Versuche startete ich, entschloss mich immer kurz vor der Tür dagegen. Beim sechsten Mal legten sich meine Finger um das Metallrad. Ich hörte auf zu atmen, während ich es drehte. Das mechanische Klacken des sich öffnenden Schlosses erklang, es bereitete mir eine Gänsehaut. Das war ungewöhnlich. Selbst das gruselige Kind hatte mich nicht so verunsichert.

Es kostete viel Kraft, die schwere Tür aufzuziehen. Noch mehr, durch sie hindurchzuschreiten. Zwar war ich nun nicht mehr in einem Metallkasten gefangen, doch erfreulicher war der Anblick nicht.

Eine breite Fensterfront zeigte mir die Dunkelheit der Nacht. Davor stand ein eiserner Tisch, zwei ungemütliche Stühle, einer an jeder kurzen Seite. Es sah aus wie ein altes, heruntergekommenes Büro. Die Deckenplatten waren zur Hälfte heruntergefallen, Kabel hingen herunter. Schutt sammelte sich auf dem Boden, ein Schrank lag kaputt auf der Seite.

»Das ist das Ende«, flüsterte ich, die Gewissheit kroch mit einem Schauer meinen Rücken herunter.

»Nein. Das ist der Anfang.«

»Ich bin Staub im Wind.«

- Theia

Wie konnte dieser Raum der Anfang sein, wenn ich ihn bisher niemals gesehen hatte? Nichts kam mir bekannt vor. Selbst mit größtmöglicher Anstrengung reichte meine Fantasie nicht dafür aus, mir dieses Zimmer in gutem Zustand vorzustellen. Im Grunde konnte es ein Raum von tausenden auf den Geeinten Bruchstücken sein. Ein klassischer Bürokomplex vom Aufbau her.

Ich drehte mich noch einmal um. Statt der schweren Metalltür mit Drehrad war dort eine weitere Fensterfront, nur reichte diese nicht bis zum Boden. In der Mitte befand sich eine schlichte Tür. Sie führte in den Flur. Die Fenster dienten nur der Beleuchtung des Ganges. Allerdings war es draußen dunkel und das Zimmer wurde von Leuchtröhren erhellt. Dadurch spiegelte sich alles im Glas und es war mir nicht möglich, in den Flur zu schauen.

Eigentlich müsste ich mich durch die Spiegelung selbst sehen können, doch egal in welche Scheibe ich blickte, mehr als den leeren Raum sah ich nicht.

Ich existierte nicht in dieser Sphäre.

Es gab keine andere Tür als die, durch die ich kam. Dahin zurück wollte ich nicht. Hierzubleiben erschien mir daher als akzeptable Option. Von dieser Räumlichkeit ging keine Erinnerung aus, was sie zu einem guten Ort zum Verweilen machte. Vielleicht dauerte es nur ein bisschen, bis sich der nächste Durchgang öffnete oder die Dunkelheit wiederkehrte.

Bedächtig schritt ich über den Schutt zum Tisch. Der Stuhl gab ein unerträgliches Quietschen von sich, als ich ihn nach hinten zog. Er wirkte stabil genug, um mich auszuhalten. Leider war er genauso unbequem, wie er aussah. Doch die Alternativen waren der Boden oder der Tisch. Das erleichterte die Entscheidung.

Ich atmete tief durch, stieß die Luft geräuschvoll aus. Alles war ruhig. Kein Ton drang durch die Fenster hinein. Die ewige Stille war wohl auch hier.

Zum ersten Mal seit meiner Ankunft in der Dunkelheit verspürte ich Langeweile. Es gab keinen Ort, zu dem ich gehen konnte, keine Ablenkung für meine Augen. Jedes Detail dieses Raumes war innerhalb kürzester Zeit registriert. Die Kabel, die von der Decke hingen, waren grün und rot. Die Roten waren immer die längeren, bei ihnen wurde die Isolierung am Ende für zehn Zentimeter entfernt.

Der Schutt am Boden bestand aus exakt dreizehn Deckenplatten. Dazu mischten sich Gipsbröckchen und

Aluprofile. Merkwürdig war nur, dass der Decke lediglich elf Platten fehlten. Woher kamen also die zwei Überzähligen?

Was war mit diesem Gebäude passiert? Auf eine Art sah es wie normaler Verfall aus, doch manch eine Einzelheit passte nicht dazu, wie die fehlende Isolierung. Niemand machte sich diese Mühe für ein verlassenes Haus.

Ich lehnte mich nach vorn, kreuzte die Arme auf dem Tisch und legte den Kopf in die entstandene Kuhle. Solange es nichts Neues zu entdecken gab, konnte ich meine Augen auch entspannen. Mit einem Gähnen schloss ich sie.

»Entschuldige, wenn es kurz frisch wird, aber hier muss dringend gelüftet werden«, erklang eine zarte Frauenstimme.

Überrascht von der Klarheit dieses Tones hob ich meinen Kopf. Ich war immer noch im heruntergekommenen Büro. Draußen war es stockduster. Nichts hatte sich verändert; abgesehen von der auftauchenden Stimme.

Egal, wo ich hinsah, ich fand die Frau nicht. Sie war nicht hier. Doch sie hatte recht mit dem, was sie sagte. Es wurde frisch. Kein Fenster war offen, trotzdem nahm ich die Kälte auf der Haut wahr.

Verwundert blickte ich auf meine Arme, dann auf den Schoß. Dort bemerkte ich nichts. Nur mein Kopf und die Arme registrierten eine sanfte Brise. Die Kabel wehten nicht, wodurch ich einen Windhauch ausschließen konnte.

»Hallo?«, flüsterte ich vorsichtig.

Niemand antwortete.

Die Kälte nahm zu, ich roch sie sogar. Es war keine frühlingshafte Luft. Sie trug nicht die ersten Anflüge des aufblühenden Lebens mit sich. Die Überreste des Winters waren bei ihr nicht zu finden.

Der Duft, der in meine Nase stieg, war die Vergänglichkeit. Es war die Luft des Novemberherbstes. Letzte Boten des zurückliegenden Sommers mischten sich in den kühlen Wind. Als ob man die Wärme noch einmal spürte, bevor der Winter mit aller Härte zuschlug.

Ich liebte diese Jahreszeit. Fallende Blätter, rot und gelb. Das Rascheln, wenn ein Luftzug sie aufwirbelte. Es gab nichts Schöneres, als in einer dicken Decke eingepackt am offenen Fenster zu sitzen und die Wolken zu beobachten, wie sie die Sterne bedeckten, bevor sie weiterzogen.

Das Bedürfnis, das Büro zu verlassen und genau das zu tun, wuchs ins Unermessliche. Warum in diesem Raum bleiben, wenn es etwas anderes gab?

Energisch stand ich auf, wieder quietschte der Stuhl unangenehm. Gerade, als ich zu einem Fenster gehen wollte, sprach die Frauenstimme: »Mist, der Wind wirbelt den ganzen Staub auf.«

Ich blieb stehen, sah mich um. Noch immer keine Spur von der Quelle dieser Stimme. Auch der benannte Dreck war

nicht zu sehen. In diesem Moment hatte ich das Gefühl, sie meinte mich damit.

»Ich bin Staub im Wind«, philosophierte ich.

Niemand widersprach.

Seufzend setzte ich meinen Weg fort. Erst als ich bei einem Fenster angekommen war, stellte ich fest, dass keines von ihnen einen Griff hatte. Warum fiel mir das nicht früher auf? Waren sie zwischenzeitlich verschwunden?

Suchend tastete ich die Rahmen ab, einen nach den anderen. Ich wollte unbedingt die frische Herbstluft hereinlassen und sie nicht nur riechen und ihre Kälte spüren. So gehörte es sich nicht. Ohne Luftzug war es nicht echt.

Nichts war echt. Nicht dieser Raum und erst recht nicht ich. Nur wie gelang es mir, das zu ändern? Irgendwann war ich einmal echt.

Vor langer Zeit.

Vor der Dunkelheit.

Vor der ewigen Stille.

Als still konnte man diesen Ort nicht bezeichnen. Zwar redete die Frau nicht mehr, doch es ertönten fortwährend klirrende Töne. Manchmal ein Seufzen. Und im Hintergrund das Rascheln toter Blätter, die noch am Baum hingen. Hier gab es keine Bäume. Woher kamen also die Geräusche? Sie wurden immer lauter, die Kälte an meinen Armen nahm zu. Hektisch rannte ich zur anderen Seite des Raumes, wollte

die Tür öffnen. Doch auch hier gab es keinen Knauf. Nichts ließ sich aufmachen.

»Lasst mich raus«, rief ich aufgebracht, klopfte energisch gegen das Glas der Tür.

Noch immer sah ich mein eigenes Spiegelbild nicht, nur den Raum hinter mir. Die Scheibe ließ sich vom Hämmern nicht beeindrucken, sie gab keinen Millimeter nach. Das nächste Fenster war genauso robust.

Ich war gefangen in diesem heruntergekommenen Büro. Die Entitäten von vorhin antworteten nicht. Es gab nur die Geräusche und die Herbstluft aus einer Welt, die ich nicht betreten durfte.

Resigniert stoppte ich meinen Versuch, zu entkommen. Es war zwecklos. Aus eigener Kraft entkam ich diesem Gefängnis nicht. Und niemand sonst war gewillt, mir zu helfen. Kein gruseliges Kind, keine Riesin. Nicht mal ein Gesicht aus Blut.

Mich dem Schicksal ergebend, setzte ich mich wieder auf den Metallstuhl. Mir blieb nichts anderes übrig, als zu warten. Wie viel Zeit vergehen würde, bis die Frische an meinen Armen verschwand, konnte ich nicht einschätzen. Sobald sie weg war, würde bestimmt auch das Rascheln der Blätter verstummen. Schade.

»Sind Sie fertig?«, sprach diesmal ein Mann.

Eine Gänsehaut lief mir über den Rücken. Das lag nicht an der Kälte.

»Nein, ich brauche noch einen Moment. Aber ich mache gern eine Pause, wenn Sie mit ihr alleine sein wollen«, bot die zarte Frauenstimme an.

Man hörte förmlich das Lächeln auf ihren Lippen. Sie war nett, wer auch immer sie war. Aber wofür brauchte sie noch ein bisschen? Machte sie den Krach?

»Das ist nicht nötig. Ich wollte Ihnen nur Bescheid geben, dass ich jetzt gehe. In zwei Tagen bin ich wieder da«, lautete die harsche Antwort.

»Ich wünsche Ihnen eine angenehme Reise, Professor Gelain. Bis bald. Ich passe gut auf Ihre Frau auf.«

Alles an dieser fremden Person wärmte mein Herz. Ihr Timbre war Balsam, ihre Herzlichkeit wie das Funkeln der Sterne. Sie in einem Raum mit diesem fürchterlichen Kerl zu wissen, entsetzte mich.

»Verschwinde!«, brüllte ich mit aller Kraft.

Ich bezweifelte, dass man mich außerhalb des Raumes hören konnte. Dennoch versuchte ich es immer wieder. Schrie mir die Seele aus dem Leib. Trommelte auf dem Tisch herum, machte Krach, um die Aufmerksamkeit der Unbekannten auf mich zu lenken.

Keine Reaktion.

Nur Klirren und Klimpern, ab und zu ein dumpfes Geräusch, als ob ein Buch umkippte. Irgendwann fing mein Hals an, zu kratzen. Hielt mich nicht davon ab, weiter zu brüllen. Immer und immer wieder ermahnte ich sie. Bat sie,

zu gehen. Dieses wunderbare Geschöpf hatte keinen blassen Schimmer, was sie erwartete.

Ich wusste es auch nicht. Ich wusste nur, *dass* sie etwas Schreckliches zu fürchten hatte, wenn sie blieb. Keine Ahnung, woher diese Gewissheit kam, sie war einfach da. Genau wie die Angst.

Mein ganzer Körper spannte sich an, ich hustete nach jedem Schrei. Langsam kam ich ans Ende meiner Kräfte. Doch so lange ich es nicht geschafft hatte, sie zu warnen, durfte ich nicht aufhören. Es war meine Pflicht, sie zu beschützen.

»Da er nun weg ist, hast du bestimmt nichts gegen Musik«, verkündete die Unbekannte fröhlich. »Auch wenn ich deinen Geschmack etwas makaber finde.«

Sie gluckste kurz, dann ertönte die Musik.

*Begonnen hat es mit Blut, Ignoranz und Angst,
enden wird es mit Glückseligkeit.*

*Im Licht der Vergessenheit wird die Asche verwehen,
sich dem Nichts hingeben.*

Erwartest du Vergebung?

Erwartest du Reue?

Wie kannst du darauf hoffen, wenn die Welt zerbricht?

Alles vergebens. So hieß der Song. Ich erinnerte mich. Vermutlich war es das Lied, das ich in meinem Leben am

meisten gehört hatte. Jeder einzelne Ton war mir bekannt. Die Wörter rezitierte ich im Schlaf.

Vor Ewigkeiten war dies mein Lieblingslied gewesen. Wann hatte ich aufgehört, es zu singen? Als ich die Dunkelheit betrat? Wann war das?

»Wenn die Welt zerbricht«, wiederholte ich erschöpft.

Oder dein Schädel ..., gab meine innere Stimme zu bedenken.

Nein!

Das durfte nicht sein!

Einmal, als ich das Lied hörte, wurde mein Kopf fast zertrümmert. Was ihn Jahre später tatsächlich gebrochen hatte, war etwas ganz anderes.

Ein Sturz von der Treppe.

Ich gehörte nicht in die ewige Stille. Die Dunkelheit war nicht mein Zuhause. Nur weil ich mich bisher nicht an mein Leben erinnern konnte, hieß es nicht, es gab keines. Es drängte sich gerade in mein Bewusstsein. Nahm dabei keinerlei Rücksicht auf meine Gefühle oder die Verarbeitungskapazitäten meines Hirns.

Jede Unterhaltung, jeder Schmerz meines Lebens wiederholte sich. Ich spürte das Stechen der Sonne in den Augen, hörte das Vibrieren der Wände. Alle Gesichter, in die ich bisher geblickt hatte, rasten in atemberaubender Geschwindigkeit an meinen Augen vorbei. Es stoppte erst bei dem letzten Antlitz, das ich gesehen hatte.

Das hämische Grinsen brannte sich in meine Netzhaut. Wieder fiel ich. Diesmal landete ich nicht in der Dunkelheit. Ich hatte sie hinter mir gelassen.

Ihn leider nicht.

Offensichtlich wurde aus mir die nützliche Ehefrau, die sich Vesto gewünscht hatte. Wie auch immer es dazu kam ...

Ich musste hier raus. Nicht nur, um das liebe Wesen zu retten. Wir beide sollten ganz weit weg von dieser Bestie sein. Für niemanden ging es gut aus, wenn wir hierblieben.

Panisch schlug ich erneut gegen die Fensterscheiben, es geschah nichts. Ich brauchte mehr Wucht. Der Stuhl! Zwar wurde ich nicht kräftiger dadurch, doch der Schwung half mir vielleicht.

Meine Finger legten sich um das kalte Metall, ich ging mit ihm ans andere Ende des Raumes. Zweimal atmete ich tief durch, dann hob ich ihn hoch und schwang ihn. Am Scheitelpunkt ließ ich los, er flog direkt auf das Fenster zu.

Mein Herz setzte aus.

Die Scheibe zerbrach.

Tausende Splitter schwirrten in Zeitlupe durch den Raum, zerstreuten sich weiter, als die Physik es erlaubte. Keiner traf mich.

Ich hatte es geschafft.

»Vielleicht sollte ich doch kündigen.«

- Gaia

Das Arbeiten war viel angenehmer, wenn Professor Gelain nicht in der Nähe war. Was hatte er nur gegen Musik? Ich war auch nicht unbedingt ein Freund der Playlist von Dr. Orionis, aber in Stille zu werkeln, war furchtbar öde.

Eigentlich hätte ich andere Lieder anstellen können, doch es erschien mir falsch. Niemand wusste, ob die Patientin etwas wahrnahm. Für den Fall, dass sie es tat, sah ich es als meine Pflicht an, ihr mit ihren Lieblingsliedern ein wenig Freude zu bereiten. Und es gab weitaus schlimmere Musik. In den drei Monaten, in denen ich mittlerweile die häusliche Pflege übernommen hatte, lernte ich sogar einige Stücke richtig zu schätzen. So summte ich leise das Lied mit, das gerade begann. Es war eines der Fröhlicheren; der Text war nicht ganz so ... endgültig.

Im Grunde war es nicht meine Aufgabe, in diesem Raum für Ordnung zu sorgen. Doch die dicke Staubschicht regte mich schon seit Tagen auf. Ja, Dr. Orionis konnte nicht sehen, wie es in diesem Zimmer aussah, das hieß nicht,

dass man es zu einem staubigen Dachboden verkommen lassen sollte.

Ich verstand nicht, wieso es Professor Gelain egal war. Er tat alles, um seiner Frau nach einem Monat aus der Intensivpflege im Krankenhaus zu holen. Wollte ihr eine schöne, bekannte Umgebung bieten. Und dann ließ er die Putzfrau nur einmal im Monat staubputzen. Was brachte ein frischer Blumenstrauß auf dem Nachttisch, der alle drei Tage gewechselt wurde, wenn die Wollmäuse unterm Bett lauerten?

Alles war oberflächlich, das war mir schon nach kurzer Zeit aufgefallen. Hauptsache, der erste Schein erweckte einen positiven Eindruck. Ein liebender Ehemann, der seine Frau nicht in kühler Krankenhausatmosphäre lassen wollte und keine Kosten und Mühen für den Umbau des Zimmers sowie für die medizinischen Anlagen scheute.

Schlimmer als die Oberflächlichkeit war nur die eine Frage, die er stellte. Niemals wollte er wissen, ob es ihr besser ging. Es hieß immer nur: »Hat sich etwas verändert?« Manchmal hatte ich das Gefühl, »Ja« wäre die falsche Antwort.

Wenn mir die arme Frau nicht so leidtäte, hätte ich längst gekündigt. Drei meiner Kollegen hatten dies bereits getan. Zum einen, weil sie die Langeweile während einer Zwölf-Stunden-Schicht nicht aushielten, zum anderen, weil Professor Gelain ein unausstehlicher Chef war. Meine

Vorgängerin holte sich einmal ein Wasser aus dem Kühlschrank und wurde dafür gleich übel beschimpft.

Zum Glück hatte ich schnell gelernt, lieber hier im Zimmer zu bleiben, wenn der Hausherr anwesend war. Die zweite Regel im Umgang mit ihm lautete: Sprich ihn nicht auf seine Frau an. Nur, solange er das Thema anschnitt, war es in Ordnung. Sehr ungünstig, wenn man dafür angestellt wurde, einen halben Tag eben jene Person zu pflegen.

Wobei es ehrlich gesagt nicht viel zu pflegen gab. Sie wurde weder künstlich ernährt noch beatmet. Im Grunde bestand mein Job darin, sie zu waschen und auf die Anzeigen der Vitalwerte zu achten. Das war zugegeben sehr merkwürdig.

Die Ärzte waren anfangs ratlos. Es dauerte drei Wochen und etliche Untersuchungen, bis sie zugaben, dass ihr Zustand von der Korèn-Energie beeinflusst wurde. Es war fast so, als hätte das Korèn den Körper von Dr. Orionis in der Zeit eingefroren. Ihr Herz schlug noch, die Atmung funktionierte, aber sie brauchte keine Nahrung und ihr Verdauungssystem war dementsprechend ausgeschaltet. Die Nieren arbeiteten nicht mehr, genauso wenig die Schilddrüsen.

Wenn man es genau nahm, war die Shu-Ai ein medizinisches Wunder. Deswegen fühlte sich mein Job auch nutzlos an. Schön und gut, dass mir ihr Puls angezeigt wurde und ihre Hirnaktivitäten sichtbar waren, aber mehr